

Mota Saheb.

Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Fortf.)

Wohl mag man von gesicherter Stellung aus beim Anblick der üppigen, farben- und formenreichen, paradiesischen Blumen- und Pflanzenwelt der Tropenländer in Ekstase geraten und, von der trunkenen Begeisterung auf den Pagasus gehoben, die herrlichsten Lobgedichte auf Palmenhaine und Orchideenpracht hervorzaubern, — gegen alles aber, was in der dortigen kleinen und großen Tierwelt kreucht und fleucht und herumschleicht, heißt es sich in acht nehmen, heißt es: *Aufgepaßt!*

Ach ja, es ist leider nur zu wahr, daß man im Tropenlande, also auch in Indien, immer auf der Hut sein und sich wehren muß gegen die verschiedensten Arten lästigen Tiergesindels. Dabei denke man aber nicht gleich an die großen Tiere, an Tiger, Panther und Schlangen. Mit diesen kommen ja die allerwenigsten Europäer jemals in nähere Berührung. Die allermeisten von ihnen, auch wenn sie viele Jahre in Indien verlebt haben, müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, bekennen, daß sie niemals eines dieser gefährlichen Tiere in der Freiheit draußen gesehen haben. Womit aber alle in Indien zu rechnen haben, das ist die fast ständige Plage vonseiten der kleinen und kleinsten Quälgeister aus dem Tierreiche.

Die kleinsten Unholde, mit denen jeder Ankömmling aus Europa von vornherein Bekanntschaft machen muß, und aus deren Gesellschaft er nie herauskommen wird, solange er in Indien weilt, sind die *Moskitos*.

Was sind das nun für Dinger, diese *Moskitos*? Eine *Moskito* ist mal sicher kein Buffalo, wie eine junge Dame meinte, die, als sie kurz nach ihrer Ankunft einer Herde dieser vorläufigstlichen, schwerfälligen, friedlichen Haustiere begegnete, bestürzt fragte, ob diese nicht die schrecklichen *Moskitos* seien, von denen sie so viel gehört habe. Das Wort „*Moskito*“ ist die Verkleinerung des spanischen Wortes „*mosca*“, d. h. Fliege, und bedeutet daher: kleine Fliege. Sie ist nichts anderes als eine Stechmücke und gehört zur Ordnung der Zweiflügler. Außer den zwei Flügeln zum Fliegen hat sie sechs haardünne Beine, von denen sie vier zum Gehen braucht und die zwei langen Hinterbeine, die mit dem Saugapparat vorn am Kopfe verbunden sind, als Pumpenschwengel benützt.

Da nun die *Moskitos* mit Vorliebe frisches Blut zur Nahrung und eine wei-

che Haut zum Stechen suchen, so stellen sie ganz besonders dem Menschen nach, der daher auch fast stets von ihnen umgeben ist, besonders wenn er ruhig liegt oder sitzt. Bevor eine blutdürstige *Moskito* sich auf ihr Opfer niederläßt, umschwirrt sie es erst mit aufreizendem Gesumme, wählt sich ein weiches Plätzchen, Nase, Ohr oder Stirne, kommt näher, versichert sich, daß keine Gefahr in der Nähe ist, setzt sich dann leise und unbemerkt auf die Haut und senkt und bohrt ihren Saugrüssel wie eine Schusterahle in dieselbe hinein. Sobald man den Stich fühlt, ist der richtige Moment, sie totzuschlagen.

Leider gelingt das in den meisten Fällen nicht, weil man nicht schnell genug war. Sitzt man ruhig am Tische, so machen sie sich besonders gerne über die Fußbeugen unter dem Tische her, wo es dunkel ist, und stechen durch die Socken, so daß man dort ständig ein prickelndes Jucken hat. Da kann man sich rein gar nicht helfen und ertwehren. In einer ganz besonders verzweiferten Lage ist man am Altare beim heiligen Meszopfer, wo man sich am wenigsten wehren kann. Ungeört stechen die Plagegeister drauflos, und man muß all das lästige Brennen und Jucken an den gestochenen Stellen verbeissen. Wie schwer hält es daher oft, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen!

Nicht zufrieden mit der Verfolgung am Tage, rauben einem die *Moskitos* auch noch die so notwendige Nachtruhe. Im Schlafzimmer haben sie ja viele gute Plätzchen, sich ungeört aufzuhalten und sich zu verstecken, wie im Innern der Schuhe, in den Falten der aufgehängten Kleidungsstücke, unter dem Bette und dem Waschtische usw. Will man sich zu Bett begeben, so kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und warten auf ihre Gelegenheit. Wohl hat man ja vielfach zum Schutze gegen die *Moskitoplage* seine Netze um das Bett herumgespannt, aber viel nützen diese auch nicht. Beim Zurechtmachen des Bettes nämlich gelingt es doch noch mancher *Moskito*, hineinzuschlüpfen, und dann hat man trotz allem die Mühsal da drinnen wer weiß wie lang. Kaum hat man sich unter den Schutz des Netzes hingelegt, so hört man schon auch bald wie aus weiter Ferne den feinen, langgezogenen, summenden Sirenengefang einer nichtsnutzigen *Moskito*. Das dünne durchdringende Gesumme kommt näher. „*Ha!*“ denkt man mit Genugtuung, „komm nur her, du Vermaledaite, du bist auf dem

rechten Weg, komm nur her, ich will dir zeigen, was du verdienst!" Wirklich ihr schriller Pfiff ist jetzt am Ohr. Dort will sie sich niederlassen. Ha, jetzt kein Entrinnen mehr! Jetzt will ich dir dein Handwerk legen! Mach deine Rechnung mit dem Himmel, alte Hure! Und, pass, lauft mit schnellem Schlag die rechte Hand aufs Ohr. Ist sie getroffen? eine Leiche? — Nein, noch lange nicht. Es war Täuschung. Denn gleich hört man wieder munteres Gekucke, als ob die Perside einen noch höhnisch auslachen wollte. Und wie oft hat man sich so selber eine derbe Ohrfeige gegeben!

Nicht genug damit, daß diese äußere Störung den Schlaf fernhält, jetzt wird sie auch Ursache, daß der Geist zu grübeln und zu rumoren anfängt und so den Schlaf noch länger hinhält. Man beginnt nämlich darüber nachzudenken, wozu denn eigentlich diese und ähnliche Geschöpfe da sind? Eine alte Erklärung meint, sie seien da, um uns in der Demut zu üben. — Gut, aber die volle Überzeugung von meiner Armlosigkeit und Ohnmacht gegenüber diesen winzigen Kreaturen, und erst recht vor dem unendlichen Gott, habe ich schon nach einem einzigen Tage, einer einzigen Nacht solcher Quälereien. Warum denn fortwährend, Tag für Tag, Nacht für Nacht? Schweres Problem! Aber da fällt mir ein, welche Gründe der hl. Augustinus dafür angibt. Der große Kirchenlehrer sagt, diese lästigen und schädlichen Kreaturen hätten einen vierfachen Zweck: sie sollten nämlich entweder zur Strafe schmerzen, oder zum Heile belästigen, oder zum Nutzen prüfen, oder unbeachtet belehren.

Das ist allerdings Stoff genug zum Nachdenken, aber auch genug, um lange wach zu liegen, bis endlich der Schlaf dem Grübeln ein Ende macht.

Aber selbst wenn keine Moskitos im Neze drinnen sind, gewährt dieses einem doch nicht vollen Schutz. Fallen einem nämlich im Schlafe die Hände zur Seite, so zerstoßen einen die Moskitos von außen durch das Netz. Ich habe mir auch schon vor dem Schlafengehen Hände, Gesicht und Kopf mit Petroleum eingerieben, aber da war der Geruch zu lästig. Toiletten-eisig oder kölnisch Wasser wären ebenfalls gut gewesen, aber wie kann ein armer Missionar sich solchen Luxus leisten? — Auf diese Erfahrungen hin gebrauchte ich das Netz bald gar nicht mehr und verzichtete schließlich aufs Bett überhaupt. So habe ich denn fortan viele Jahre im Rohr-Liegestuhl geschlafen, so gut es ging, und ließ die Moskitos stechen, soviel sie wollten. Obgleich ich nun jeden Morgen sehen konnte, daß ich an den Armen und Händen und im Gesichte gehörig zerstoßen

war, so habe ich doch niemals fühlbare Folgen verspürt und auch niemals den leisesten Anflug von Malaria gehabt. Wahrscheinlich war ich durch die anhaltenden Injektionen der Moskitos bis zu einem gewissen Grade immunisiert, während gar manche meiner Mitbrüder von der Malaria heimgesucht wurden.

Es gibt indes verschiedene Arten von Moskitos, von denen die einen bössartiger sind als die andern. Jedenfalls solange man in der Nähe von Brutstätten der Moskitos, wie tiefliegende Flußgelände u. stillstehende, faulige Tümpel und Wasserbehälter wohnen muß, kann man sich ihrem lästigen und gefährlichen Treiben nicht entziehen.

In ihrem wenig ehrenvollen Berufe, die armen Menschen zu quälen und sie zu belästigen, werden die Moskitos noch eifrig unterstützt von den massenhaft vertretenen Stubenfliegen.

Sind diese schon in unserem gemäßigten Klima zur Sommerzeit eine wahre Hausplage, so kann man sich hier kaum vorstellen, in welchem Ausmaße sie in der heißen Zone allen Hausbewohnern durch ihre Menge und Zudringlichkeit das Dasein verleiden. Zwar stechen sie nicht wie die Moskitos, aber wenn sie einem, solange man sich im Hause aufhält, fast fortwährend um die Augen herumfliegen und im Gesicht und auf der ehrwürdigen Nase herumspazieren und sich durch keine Abwehr einschüchtern lassen, so ist das nichts weniger als angenehm. Und weil sie auch in der Küche in alles ihr lästiges Näschen hineinstecken, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn sie vielfach als Zugabe in der Suppe aufgetischt werden und als kleine Rosinchen im Reis erscheinen. Und geht man im Bazar die offenen Läden entlang, so sieht man ganze schwarze Schwärme von ihnen auf dem Backwerk, den Leckereien und Früchten herumhocken, wahrscheinlich, um sie dadurch appetitlicher zu machen. Wie begrüßt man da die dunkle Nacht, wo man wenigstens von diesem Geschmeiß in Ruhe gelassen wird.

Wenn es nun im „Benedicite“ (Dan. 3, 81) heißt: „Preiset, alles Wild und Vieh, den Herrn“, so mögen diese Menschenquäler, Moskitos und Fliegen — von Wanzen und Flöhen gar nicht zu reden, — selber sehen, wie sie mit ihren Missetaten den Herrn loben!

20. Bekanntschaft mit Schlangen

Bevor man in die Tropen, z. B. nach Indien, zieht, macht man sich vielfach Sorgen und hat so seine beklemmenden Gedanken wegen der vielen Schlangen, die es dort gibt. Ist man aber drüben einmal angekommen, so erkennt man bald zu seiner

großen Beruhigung, daß all diese bangen Sorgen unbegründet oder wenigstens sehr übertrieben waren.

In den volkreichen und geräuschvollen Städten wird man keine Schlange zu Gesicht bekommen. Da wagt sich eben keine Schlange hinein. Das Revier der Schlangen ist nur draußen in der freien Natur, in der Wildnis, in den Dschungeln, in den Feldern und Plantagen, überhaupt an Orten mit viel Vegetation, weil sie dort an dem zahlreichen kleinen Getier reichliche Nahrung finden.

Man wird also nur dann Gelegenheit haben, sie und da mit Schlangen in Berührung zu kommen, wenn man draußen einsam auf dem Lande oder mitten in Wald und Busch oder nahe bei Plantagen wohnt. Aber auch da kommt es verhältnismäßig selten vor, daß eine Schlange den Menschen in ihrer Wohnung einen Besuch abstattet. Sobald man einer Schlange ansichtig wird, so reize man sie nicht durch Bewegungen, sondern bleibe ruhig und bewegungslos stehen und gebe ihr Zeit zum Entkommen. Nach vielen Versuchen mit Schlangen bin ich zur Überzeugung gelangt, daß es kaum ein furchtbarer Tier gibt als eine Schlange. Jede Bewegung in ihrer Nähe macht sie nervös und reizt sie, und das einzige, was sie sucht, ist, mit heiler Haut zu entkommen. Gelingt ihr das nicht, so setzt sie sich zur Gegenwehr.

Es gibt in Indien zweifelsohne sehr viele Schlangen, aber die meisten Arten sind harmlos. Von den giftigen und daher gefährlichen Arten kommen hauptsächlich nur zwei Arten in Betracht, die in ganz Indien reichlich vertreten sind, nämlich die Brillenschlange oder Kobra und Phurja. Die Kobra wird eineinhalb bis zwei Meter lang und unterscheidet sich in zwei Arten: die braune und die schwarze Kobra. Letztere von den Eingeborenen „Kala Nag“ genannt, ist wegen ihrer Giftigkeit ganz besonders gefürchtet. Die Phurja hingegen ist eine kleine, etwa zwei Fuß lange Viper. Diesen beiden Arten sind fast alle Todesfälle durch Schlangenbiß zuzuschreiben. Ihnen fallen jedes Jahr 21—25 000 Menschen zum Opfer. Das macht aber kaum einen Mann auf 10 000 der Gesamtbevölkerung aus. Man kann auch ruhig sagen, daß die allermeisten der Gebissenen durch eigene Unvorsichtigkeit zu Schaden gekommen sind.

Gingen die Hindus darauf aus, diese giftigen Schlangen, wo immer sie dieselben treffen, zu töten, so würden sie bald aufhören, eine Plage des ganzen Landes zu sein. Da ihre Religion ihnen es aber verbietet, irgendein Tier zu töten, und da in ihren Augen die Kobra ein besonders heiliges Tier ist, so vertilgen sie dieses

furchtbare Reptil nicht nur nicht, sondern erweisen ihm sogar göttliche Verehrung. Gefällt es einer Kobra, sich einmal in eine Hinduhütte zu begeben, so bleiben die Bewohner derselben so lange draußen, bis ihr beliebt, wieder herauszukommen. Dann fallen sie vor ihr nieder, danken ihr für die hohe Ehre ihres Besuches und bitten sie, von einem ferneren Besuche absehen zu wollen, weil sie sich vor ihr fürchteten. So können sich die Schlangen schrankenlos vermehren und bleiben eine ständige Gefahr für die Einwohner.

Da meine Station rings von Baumwoll-, Zuckerrohr-, Bananen- und Maisplantagen umgeben war und um mein Haus herum ein großer Garten mit Bäumen und Sträuchern aller Art sich ausdehnte, so hatte ich Gelegenheit genug, mit Kobras und anderen Schlangen Bekanntschaft zu machen. Darüber will ich einiges berichten.

Neben meinem Blumen- und Gemüsegarten im Hof stand ein Aborthäuschen für die unteren Schulklassen. Als mir die Schüler berichteten, sie hätten schon öfters eine Kobra herauskommen sehen, schaute ich einmal selber nach. Gegen die hintere Seitenwand des Häuschens standen einige Wellblechstücke. Da gewahrte ich tatsächlich unter denselben das gefährliche Tier. Sie hatte gerade eine Taube umringelt und zerdrückt und war daran, ihr Opfer zu befeuern und zu verschlingen. Ich entfernte mich leise, holte meine kleine Winchesterflinte und machte der Kobra den Saraus.

Am Rande meiner Zisterne war ein kleiner, in den Boden gemauerter Wasserbehälter, aus dem der Mali das Wasser zum Begießen der Blumen und Zierpflanzen zu schöpfen hatte. Nun kam er einmal vor Aufregung gelaufen und sagte: „Saheb, ich kann kein Wasser schöpfen.“ „So? das ist doch merkwürdig. Warum denn nicht?“

„Ach, Saheb, da ist ja eine Kobra im Behälter und badet.“

„Na, das soll ihr teuer zu stehen kommen. Bleibe nur weg. Ich komme.“

Schnell ging ich mit der kleinen Flinte in den Hof und näherte mich vorsichtig dem Behälter. Wirklich, da wand und rollte sich mit sichtlichem Wohlbehagen eine hellbraune Kobra im Wasser herum. Sobald sie ihren Kopf über Wasser zeigte, sandte ich ihr eine Ladung Schrot hinein, und sofort streckte sie sich. Sie war tot. Ich zog sie heraus und hatte eine ausgewachsene fast zwei Meter lange Kobra vor mir.

Hinter dem Chor der Kirche und meinem Hause lagen unter den schattigen Bäumen noch drei Haufen von Steinabfällen von der Zeit des Neubaus der Kirche her. Sie waren von wildem Unkraut über-



St. Bonifatius, Schurgast: Unsere Neulinge
 Photo: St. Bonifaz, Schurgast

wuchert. In einem dieser Haufen, so sagten mir die Leute der Nachbarschaft, müsse sich eine größere Schlange aufhalten, die sie schon öfters wahrgenommen hätten. Das war mir sehr interessant, und ich war gespannt, zu sehen, was das wohl für eine Schlange sein sollte. Ich ließ deshalb an einem schulfreien Tage einen Schlangenbeschwörer, der im Bazar wohnte, herüberkommen. Dieser erschien sofort mit seiner Zauberflöte.

Wir begaben uns sofort zu dem Steinhäufen, welcher zunächst der Straße lag. „Hier, in diesem Haufen,“ sagte ich dem Beschwörer, „soll sich, wie man behauptet, eine größere Schlange befinden. Wenn dem so ist, kannst du dann mit deiner Zauberflöte die Schlange hervorlocken?“

„Ganz gewiß, Sahib! Sofern in diesem Haufen eine Schlange ist, werde ich sie bald heraus haben, denn dem Ton dieser Flöte kann keine Schlange widerstehen, selbst wenn sie eine Tagereise tief in der Erde wohnte.“

„Das ist ja wunderbar“, entgegnete ich, „so was habe ich noch nie erlebt. Gänge also gleich mit deiner Musik an. Gelingt es dir, die Schlange herauszulocken, sollst du einen guten Badschisch haben; kommt sie aber nicht heraus, so erhältst du nichts.“

„Einverstanden, Sahib!“ sagte der Zauberer mit sieghafter Miene, und hockte sich vor den Haufen auf den Boden. Er setzte seine hölzerne Flöte an und blies mit vollen Backen hinein, während seine Finger auf den zwei, drei Flötenlöchern emsig auf

und nieder gingen. Es war ein eintöniger, näselnder Klarinetten-ton, um den zwei andere Töne einen halben Ton höher und tiefer zitterten. Meine Diener, Sakristan, Koch und Mali, kamen auch voll Neugierde herbei, und auf der Straße blieben die Leute am Drahtzaun stehen, um den Ausgang der Zauberei abzuwarten. Unermüdlich blies der Zauberer seine Flöte und bewegte sie flötend über dem Haufen hin und her. Schon hatte er eine Viertelstunde mit Macht und Kunst geblasen, daß ihm die Augen beinahe vor dem Kopf standen, aber keine Schlange ließ sich sehen.

„Schon gut, sagte ich dem Zauberer, „setze dich einmal auf die andere Seite des Haufens, dort hört die Schlange es vielleicht besser!“

Der Zauberer kam kopfschüttelnd dieser Weisung nach. Aber auch hier hatte seine Zauberkunst keinen besseren Erfolg. Nach einer Viertelstunde vergeblicher Bemühung sagte ich ihm, er könne gehen, denn es habe keinen Sinn, noch länger unnütz die Zeit zu verlieren. Da reckte sich der Zauberer auf, warf sich in die Brust und beteuerte mit prophetischer Sicherheit: „Sahib, so wahr der Schaitan (Satan) ein Bösewicht ist, befindet sich in diesem Haufen keine Schlange, sonst hätte sie sich schon gezeigt. Da nützt selbst die stärkste Zauberei nichts!“ Dann machte er einen tiefen Salaaam und zog unter dem Hohn-gelächter der Zuschauer von dannen.

Als alle fort waren, sagte ich meinem Mali: „Jetzt wollen wir einmal den

Haufen gründlich untersuchen. Hole den langen Karst und bringe die Greifzange und die breite Flasche voll Spiritus, die ich bereitgestellt habe.“ Als diese Sachen zur Stelle waren, ließ ich den Mali mit dem Karst die Steinschalen auseinanderziehen. Kaum hatte er damit begonnen, so sah ich auch schon den Leib einer daumendicken dunkelgrünen Schlange, die sich tiefer in den Boden hinein verbergen wollte. Schnell packte ich sie mit der Greifzange und zog sie heraus. Es war eine ganz harmlose, etwa einen Meter lange *Tropidonotus* (eine Art Ringelnatter), ein schönes, unverletztes Exemplar. Wie ich sie in den Spiritus hinein versenken wollte, ging das nicht so ganz ohne Mühe, denn sie sträubte sich gewaltig dagegen. Schließlich hatte ich sie doch sicher unter dem breiten Korke, aber ich fühlte, wie mächtig sie mit dem Kopfe dagegen drückte. Nach einigen Minuten jedoch regte sie sich nicht mehr.

Weil ich gehört hatte, daß Schlangen immer in Pärchen zusammen leben, ließ ich den Mali noch mehr Steinschalen wegräumen. Wirklich zeigte sich auch bald etwas seitwärts von der ersten Fundstelle der andere Teil des Schlangenpaares. Diese Schlange barg ich in einer anderen Flasche mit Spiritus. So war das schöne Pärchen gut versorgt und aufgehoben.

Es sollte aber nicht lange dauern, da bekam ich die von den Leuten gesehene größere Schlange zu Gesicht. Nach dem ermüdenden Hochamt am Palmsonntag ging ich in der Veranda hinter meinem Hause auf und ab, um mich etwas von der ausgestandenen Hitze zu erholen. Als ich gerade einmal in den Garten hinunter schaute, sah ich, wie aus dem Steinhauften dicht hinter dem Kirchenchor eine dunkle Schlange empor schoß und ebenso blitzschnell wieder im Haufen verschwand. „Hallo“, dachte ich, „das ist ja sicher eine Kala Nag d. h. Brillenschlange! Die muß erlegt werden!“

Sofort nahm ich meine kleine Flinte u. rannte hinunter. Dem Mali rief ich zu: „Bringe schnell den Karst mit dem langen Stiel und komme hinter das Haus!“ Wie er zur Stelle war, sagte ich ihm: „Stell dich dahin, vier Schritt vor diesen Steinhauften, und ziehe langsam die Steinschalen auseinander. Hier in diesem Haufen ist eine Kala Nag, — ich hab' sie gesehen, — die will ich jetzt totschießen!“ — Der arme Mali fiel beinahe in Ohnmacht, als er des Wort Kala Nag hörte. Er zitterte wie Espenlaub.

„Saheb“, rief er aus, „das ist ja ein furchtbar böses Tier. Diese Schlange kann man nicht töten, sie lebt immer wieder auf!“

„So? Meinst du? Warte nur du wirst

gleich sehen, wie bald die tot, maujetot ist!“ — Ich postierte mich drei Schritte vor die andere Seite des Haufens, hielt meine Flinte bereit und sagte dem Mali: „So, jetzt fange beherzt an!“ Schon nach ein paar Zügen mit dem Karst schoß die Kobra hoch mit aufgeblähtem Halse, schaute wütend um sich und fauchte wie beseßten. Der Mali ließ vor Schrecken den Karst fallen und wollte davonlaufen. Ich zielte auf ihren Kopf, traf sie aber in den Hals. Sofort duckte sie sich nieder und verschwand unter den Schalen. Dem Mali aber rief ich zu: „Hier bleiben! Hebe den Karst auf und ziehe die Steine wieder auseinander!“

„Aber, Saheb, habe Erbarmen und laß mich gehen. Die wütende Schlange wird auf mich losschießen und mich beißen. Ich kenne sie. Ich bin ein Mann des Todes. O Saheb, laß mich gehen!“

Ich lachte ihn aus und sagte beschwichtigend: „Sei doch kein Kind! Die Kobra wird dir gar nichts zuleid tun. Du bist ja zu weit von ihr weg. Wenn sie noch einmal Zeit zum Beißen hat, dann wird sie höchstens nach dem Karst schnappen. Ich werde ihr aber jetzt das Beißen für immer austreiben. So, nun zieh doch endlich!“

Zögernd setzte der Mali den Karst wieder in Tätigkeit. Schneller, als ich dachte, fuhr die Kobra wieder fauchend empor, aber nicht mehr so hoch wie das erste Mal. Schärfer als zuvor zielend, traf ich sie diesmal mit der vollen Ladung in den Kopf, und sofort sank sie tot zusammen und rührte sich nicht mehr. Der Mali atmete erleichtert auf und war froh, daß er am Leben war.

„Siehst du wohl“, sagte ich ihm, „kann die noch mehr tot sein, als sie ist? — Jetzt wollen wir auch dafür sorgen, daß sie nicht mehr aufersteht. — Bringe etwas Reisig und Kleinholz aus dem Schuppen her und zünde es an!“

Sobald alles Brennmaterial da war, packte ich die schwarze Kobra hinter dem Kopfe und zog sie aus dem Steinschutt heraus und war beinahe selbst erschrocken, als ich ihre volle Körperlänge sah. Sie maß gut zwei Meter, war also vollständig ausgewachsen und wirklich sehr gefährlich. Dann öffnete ich ihr mit einem Holzstäbchen das Maul und besah mir die Giftzähne. Die waren schauerlich genug, und ich hätte sie wahrhaftig nicht gerne irgendwo im Fleische sitzen haben mögen! Als ich sie dann dem Mali zeigte, sagte dieser: „Welch ein Glück, Saheb, daß noch keiner von uns und den Leuten, die hier ganz in der Nähe wohnen, von ihr gebissen worden ist!“

„Da hast du recht, Mali, wir sind vor großem Unglück bewahrt geblieben. Damit sie auch in Zukunft keinen beißt, wollen

wir sie jetzt verbrennen!" — Und damit warf ich sie auf das Brennholz. Und bald züngelte das Feuer hoch empor und verwandelte das giftige Ungeheuer in Asche.

"So, Masi, glaubst du auch jetzt noch, daß die Kala Nag wieder Leben bekommen wird?"

"Nein, Saheb, die ist zu tot!"

Nun hätte ich eigentlich auch nach dem anderen Teil des Kobrapaares im Steinhäufen stöbern sollen. Aber es war mir zu heiß, und nachher fiel es mir gar nicht mehr ein. Daß dieser andere Teil wirklich noch da war, sollte sich bald zeigen.

Nach ungefähr drei Wochen rief jemand eines Abends spät — es war schon nach zehn Uhr — von unten herauf: "Saheb, Saheb, komm schnell!"

"Nun, was ist denn los?"

"Hier ist soeben ein Nachbarsdiener von einer Schlange in den Fuß gebissen worden. Komm schnell, er stirbt."

"Wo ist er denn der Schlange begegnet?"

"Hier neben deinem Baum."

"Was war es denn für eine Schlange? Wie sah sie aus?"

"Es war eine große schwarze Schlange, Saheb."

"Ja, ich komme sofort."

Nun wußte ich Bescheid. Es handelte sich sicher um den überlebenden Teil des Kobrapaares, der auf der Suche nach dem verschwundenen Teil war, den ich kürzlich getötet hatte. Ich nahm also ein Fläschchen mit homöopathischem Kobragift mit mir und eilte schleunigst hinunter. Vor der Dienerhütte im Hof meines Nachbarn war eine große Menge Volkes versammelt. Sie umstanden ein niedriges Bettgestell, auf dem der Gebissene ausgestreckt lag. Man machte mir Platz, und ich trat an den Unglücklichen heran. Er war schon ganz bewusstlos. Ich kniff ihn fest in Arme und Beine, aber er fühlte es nicht mehr. Seine Augen waren geschlossen. Hände und Füße waren kalt. Ich untersuchte den gebissenen Fuß und sah, daß die beiden Bisspunkte dem Abstand der Kobrafänge entsprachen. Dann ließ ich ein Waschbecken mit Wasser bringen, löste hypermangan-saures Kali darin auf und stellte den Fuß hinein. Dann verlangte ich ein Glas reines Wasser und einen Eßlöffel, tropfte fünf Tropfen Kobragift in einen Eßlöffel Wasser und gab es dem Patienten ein, der glücklicherweise noch schlucken konnte. Dies tat ich eine Stunde lang alle fünf Minuten.

Um ein Viertel nach elf fing der gebissene Mann an, sich die Beine entlang zu fassen, ein Zeichen, daß das Blut wieder zirkulierte. Dazu schnitt er allerlei Gesichter und Ströme von Tränen flossen über seine Wangen. Bald öffnete er die Augen,

schaute verstört umher, wie aus einem tiefen Traum erwacht, und sagte verwundert: "Wo bin ich?" Wir beruhigten ihn und sagten ihm, er sei daheim, und zeigten ihm seine Frau, die er sogleich erkannte. Dieser trug ich auf, ihrem Manne jede Stunde bis zum Morgen eine Tasse heißer Milch zu verabreichen und hie und da dazwischen einen Eßlöffel voll der Medizin, die ich bereitmachte und zurückließ.

Am folgenden Morgen kam der mit knapper Not dem Tode entrissene Mann in mein Arbeitszimmer hineingestürzt, warf sich der Länge nach vor mir auf den Boden und sagte: "Saheb, du bist mein Gott! Du hast mich vom Tode errettet, ohne dich wäre ich gestorben und jetzt eine Leiche!"

"Ja, ja", erwiderte ich, "rede jetzt keinen Unsinn, sondern danke dem einen großen, guten Gott im Himmel, der die Medizin geschaffen und dich geheilt hat. Dem allein danke, und werde zum Dank ein Christ!"

"Ja, Saheb", sagte er, "das will ich mir auch überlegen!"

Und dabei ist es geblieben.

Aber Tag wird man kaum jemals draußen einer Giftschlange begegnen und so in Gefahr kommen, denn alle Landgiftschlangen sind Nachttiere, die nachts auf Raub ausgehen. Deshalb soll man nachts nie ohne Laterne ausgehen und dabei gut zusehen, wo man hintritt.

Harmlosen, also nicht-giftigen Schlangen bin ich bei Tag oft draußen begegnet. Diese sind meist bedeutend größer und von schönerer Farbenzeichnung als die giftigen. — Als ich einmal eines Morgens zwischen acht und neun Uhr aus einem Busche heimkehrte und am Ende eines Gehölzes einer niedrigen Böschung entlang ging, sah ich etwa zwei Schritt über der Böschung eine schöne Damanschlange durch das dürre Gras aus den Sträuchern herauskommen. Sie war ungefähr vier Meter lang. Sie erhob ein wenig ihren ovalen Kopf und schaute mich ruhig an. Ich blieb stehen und betrachtete sie genau und konnte mich an den schönen, tieffatten Farben ihrer Haut gar nicht satt sehen. Nachdem ich ihr eine kleine Weile in die matt gelblich-grünlichen Augen geschaut hatte, merkte ich, wie ich schwindelig wurde. Da trat ich einige Schritte langsam rückwärts und ging meiner Wege. — Es muß also eine hypnotische Kraft von den Augen der Schlangen ausgehen. Daher auch die Tatsache, daß kleinere Tiere, die in die Nähe einer Schlange kommen und sie anschauen, wie gebannt auf der Stelle bleiben und nicht mehr wegstönnen, so daß sie der Schlange zum Opfer fallen.

(Fortsetzung folgt).